

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“ Bezugspreis
beide Ausgaben 60 Pf. pro Woche, 3,00 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Doppelseite
60 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postfachkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Str. 87 808. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Wie Jorns nach Weimar fuhr.

Er wollte Vogel nicht verhaften lassen. — Landsberg als Zeuge.

Massenverluste der Bauarbeiter.

Arbeitslosigkeitsreford im Baugewerbe.

Der Bundesvorstand des Deutschen Baugewerksbundes hat seine Eingabe an den Reichsarbeitsminister um Gewährung der Krisenunterstützung in einer Aussprache am 31. Januar mündlich begründet. Durch neue Zahlen aus der Arbeitslosenstatistik des Bundes wurde nachgewiesen, daß das Jahr 1929 für die Bauarbeiter

das Rekordjahr an Arbeitslosigkeit seit 40 Jahren

war, daß es sogar das schlimmste Jahr 1926 übertraf. Nimmt man die Jahresdurchschnittszahl der Arbeitslosen, dann sind im Jahre 1929 während des ganzen Jahres 139 142 Mitglieder des Deutschen Baugewerksbundes arbeitslos gewesen. Das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet, wäre das allein schon aus der Arbeitslosigkeit der Mitglieder des Baugewerksbundes ein Verlust von 41 742 600 Arbeitstagen. Jedes Mitglied hätte, eine halbe Million Mitglieder in Rechnung gesetzt, eine Arbeitslosigkeit von 85 Tagen oder 12 1/2 Wochen auf sich nehmen müssen. Gegen 70 000 Mitglieder haben im Jahre 1929 sogar mehr als 26 Wochen Arbeitslosigkeit durchgemacht. Die Mitglieder des Baugewerksbundes, die keinen Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung haben, gehen in den einzelnen Bezirksverbänden bis auf 38 Proz. der Gesamtmitgliedschaft. Das ist ein geradezu niebeschriebener Zustand. Wichtigster als die Krisenunterstützung ist für die Bauarbeiter natürlich die

Beschaffung von Arbeit.

Wie es damit ausieht, ist allgemein bekannt, und der Reichsarbeitsminister mußte in seiner Antwort auf diese Darlegungen die trostlose Lage leider bestätigen. Sein Etat bietet keine Möglichkeit, weitere Bezüge zur Krisenunterstützung zuzulassen.

Was soll aber mit den hunderttausenden Personen geschehen, die ohne Arbeit und ohne Unterstützung sind? Sollen sie verhungern?

Die Not ist sehr groß; aus allen Landesteilen kommen an den Bundesvorstand des Baugewerksbundes Bergweilungsberichte. Hier müssen die Mittel beschafft werden, die notwendig sind, um einen sozialen Mindestbedarf sicherzustellen. Hat das Reichsarbeitsministerium keine Mittel zur Verfügung, dann muß die Gesetzgebung eingreifen.

Das Wort hat also der Reichstag!

Nur die Republik der Ausweg!

Vorstoß der spanischen Sozialisten / Regierung für „Verfassung“ — aber erst später.

London, 3. Februar. (Eigenbericht.)

Die spanische sozialistische Partei hat, wie der nach Madrid entsandte Sonderberichterstatter des „Daily Herald“ meldet, gemeinsam mit den Gewerkschaften am Sonntag ein Manifest erlassen, worin die Republik als einzige Lösung der Krise bezeichnet wird. Das Manifest ist jedoch von der Regierung unterdrückt worden, ehe es in die breitere Öffentlichkeit dringen konnte.

In einem Interview mit dem Vertreter des „Daily Herald“ betonte der neue spanische Ministerpräsident, daß die neue Regierung die Verfassung und die verfassungsmäßig geschützten Rechte wiederherzustellen beabsichtigt, es sei dies jedoch im Augenblick noch nicht möglich. Ebenso sei es zu früh, über den Zeitpunkt der Wiederherstellung der Pressefreiheit eine Mitteilung zu machen.

Primo aus der Armee entlassen.

Paris, 3. Februar. (Eigenbericht.)

Die neue spanische Regierung hat bis jetzt noch nicht die Auflösung der Rationalsammlung und die Ausschreibung von Neuwahlen beschlossen.

Die Universitäten in Madrid und Barcelona sind wieder eröffnet; die Militärakademie in Saragossa wird verschwinden. Die vom Diktator außerhalb des Gesetzes verfügten Strafen gegen Militärpersonen und Beamte wurden aufgehoben. Die paritätischen Schlichtungskommissionen, die die sozialen Konflikte zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern regeln sollen, werden beibehalten.

Das Amtsblatt der Regierung hat eine Verordnung bekannt-

Heimkehr.



„Mahlzeit, Mutter! Mit'm Hungermarsch war nicht. Na rüd mal mit's Mittsch raus.“

gegeben, kraft welcher der General Primo de Rivera und der General Martinez Anido zur Disposition gestellt werden.

Primo bleibt in der Patriotenliga.

Paris, 3. Februar. (Eigenbericht.)

Der Exdiktator Primo de Rivera hat in einem Gespräch mit dem Radfahrer Sonderberichterstatter des „Intransigeant“ einige Mitteilungen über seine politischen Zukunftspläne gemacht. Er erklärte, seine nächste Hauptaufgabe bestehe im Ausbau der spanischen Patriotenliga; sie sei eine der stärksten politischen Organisationen des Landes und umfasse hunderttausende von Männern, die ihn als ihren Führer betrachteten. Bei den Neuwahlen werde er sich bereits auf diese mächtige Organisation stützen.

Heimwehr demonstriert gegen rote Rathausmehrheit.

Wien, 3. Februar. (Eigenbericht.)

Die Heimwehr hatte für Sonntag eine große Demonstration vor dem Wiener Rathaus angekündigt. Die Kundgebung fand jedoch auf dem Freiheitsplatz vor der Hofkirche statt, da die Polizei den Rathausplatz nicht freiließ. Zur Kundgebung hatten sich etwa 8000 bis 10 000 Personen eingefunden. Von dem angekündigten Märschstrom und von Zehnerreihen beim Marsch über die Ringstraße war nichts zu bemerken. Man begnügte sich mit Bierereihen. Die Kundgebung hatte wohl viel Reuegerische angezogen, sie verlief aber ohne Zwischenfall.

Gedenktafel für Princip.

Wien, 3. Februar. (Eigenbericht.)

In Sarajewo wurde am Sonntag eine Gedenktafel für Gavrilo Princip, den Mörder des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Ferdinand und seiner Gattin, enthüllt. Auf der Tafel steht zu lesen, daß an dieser historischen Stelle Princip am 28. Juli 1914 die Freiheit angekündigt habe.

Bei der Enthüllung der Tafel war von den Behörden niemand vertreten. Die Feier sollte in einem breiten Rahmen stattfinden; die Behörden hatten jedoch größere Kundgebungen untersagt.

„Ein Richter ohne Objektivität“

Die heutige Verhandlung im Jornsprozeß ersahet eine Verzögerung: Der Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Paul Leol ist erkrankt. Der Angeklagte Bornstein bittet um Aussetzung der Verhandlung. Der Staatsanwalt erklärt, daß er aus Logalitätsgründen zwar für den Antrag sei, ihm jedoch nicht stattgeben könne, da Zeugen von auswärts erschienen sind. Das Gericht beschließt, den Antrag abzulehnen, jedoch den Dienstag verhandlungsfrei zu lassen.

Zur Erörterung gelangt Jorns Fahrt zur Reichsregierung nach Weimar. Der Nebenkläger gibt dazu seine Erklärungen. Dabei unterläßt ihm ein Irrtum. Er stellt die Sache anfangs so dar, als sei er zu seinem Vortrag bei der Reichsregierung durch die in der „Roten Fahne“ erschienenen Austrittserklärungen der Beißler Wegner und Rusch veranlaßt worden. Es wird ihm aber nachgewiesen, daß die Austrittserklärungen erst am 16. Februar in der „Freiheit“ erschienen seien und der Anlaß zu seiner Fahrt nach Weimar die ausführliche Schilderung der Wordingen in einem Artikel der „Roten Fahne“ vom 12. Februar gemeine sei.

Am 15. Februar forderte der Kriegsminister von Jorns einen schriftlichen Bericht ein.

Er befahl ihm, die Untersuchung durch Aufklärung der Tatsachen zu ergänzen, die in der „Roten Fahne“ erwähnt worden waren. Am 16. Februar erstattete Jorns Bericht beim Kriegsminister. Er beschwerte sich darüber, daß der Reichsjustizminister immerfort durch die Beißler, die für die Untersuchung nicht verantwortlich seien, über den Gang der Untersuchung informiert würden und äußert den Wunsch, selbst nach Weimar zu fahren. Der Kriegsminister war damit einverstanden, auch der Gerichtsherr Hoffmann und am Freitag, dem 21., begab sich Jorns nach Weimar. In Gegenwart von Heine und Roske erstattete er hier dem Reichsjustizminister Landsberg Bericht. Der preussische Justizminister Heine logte bei dieser Gelegenheit: „Es ist eigentlich noch viel schlimmer, als was wir wußten.“ und er verlangte

Ausdehnung des Haftbefehls gegen Vogel wegen versuchten Mordes.

Jorns kämpfte dagegen an: „Schließlich.“ sagte er, „zeigte ich mich doch zugänglich und suchte in Berlin den stellvertretenden Leiter der Rechtsabteilung im Kriegsministerium auf. Auch dieser war mit der Erweiterung des Haftbefehls einverstanden, desgleichen auch mein Gerichtsherr.“ Vorliedener: Wjo selbst nach dem Gespräch mit Landsberg fühlten sie noch immer nicht das Bedürfnis, den Haftbefehl unter allen Umständen auf versuchten Mord auszudehnen, sondern wollten sich bei ihrem Vorgesetzten in dieser Hinsicht immer noch Deckung sichern? Jorns: Nein. Ich wollte die Einwilligung nur zu dem Zwecke haben, um die Notwendigkeit des Haftbefehls in den Augen meines Gerichtsherrn zu verklären.

Zu Jorns Fahrt nach Weimar wird der Reichstagsabgeordnete Dr. Landsberg gehört. Er war zu jener Zeit Mitglied des Rates der Volksbeauftragten. Die Nachricht vom Tode Liebknechts und Rosa Luxemburgs erreichte mich, so führt Dr. Landsberg aus, in Kattowitz; ich erhielt die telefonische Aufforderung, sofort nach Berlin zurückzukehren. Hier fand ich sowohl im Rate der Volksbeauftragten als auch in den Arbeitermassen eine furthbare Erregung. Der Rat der Volksbeauftragten wurde fortgesetzt von Deputationen überkommen, die die Forderung nach einem

besonderen Gericht für die Aburteilung des Falles Liebknecht-Luxemburg

stellten; sie erklärten, sie hätten zu der Zeit nicht das Vertrauen, daß die Untersuchung objektiv geführt und dem Rechte zum Siege verholfen werden würde. Hugo Haase war entschieden gegen die Einsetzung eines Revolutionstribunals. Er war der Ansicht, daß man in solchen Fällen nur wisse, wie es anfangs, nicht aber, wie es verlaufe; das lehre die Geschichte der Revolutionstribunale aller Zeiten. Haase erklärte auch, daß er den Untersuchungsrichter Kurlig als einen absolut objektiven und gewissenhaften Mann kenne. Als der Sturm nicht nachließ, regte ich den Gedanken an, dem Untersuchungsrichter Beißler vom Zentralrat und Volksgesundrat beizugeben. Die Möglichkeit, von der Untersuchung in der Angelegenheit der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts den zuständigen Richter auszuschalten, bestand auch schon aus dem Grunde nicht mehr, da durch die Wahlen vom 19. Januar die Gesetzgebungskraft des Rates der Volksbeauftragten erloschen war. Wegman und Rusch kamen wiederholt zu mir nach Weimar, bellagten sich über

Jorns und sagten, sie hätten den Eindruck, daß aus dieser Untersuchung nichts herauskommen würde, da der Untersuchungsrichter auf Seiten der Täter liege.

Ich verhielt mit anfangs unglaublich, als ich aber aus dem Artikel der „Roten Fahne“ am 12. Februar erfuhr, daß alles, was bisher mitgeteilt worden war, falsch sei, und daß ein und dieselbe Person gegen Liebtnecht und Rosa Luxemburg den ersten Schlag geführt habe, als dann weiter die Division erklärte, daß der Inhalt des Artikels der „Roten Fahne“, durch das feststehende Ergebnis der Untersuchung bestätigt, ziemlich belanglos gewesen war, da äußerte ich dem Kriegsminister Reinhardt gegenüber den Wunsch, vom Untersuchungsrichter persönlich Bericht zu erhalten. Jorns erschien in Weimar, erstattete einen kurzen Bericht, wies jedoch dabei die für die Ueberführung des Leutnant Vogel wichtige Aussage des Köpffe und bestätigte die Richtigkeit der Angaben der „Roten Fahne“.

Es war klar, daß an der Begabung von Mordtaten durch die Transporteure nicht gezweifelt werden konnte.

Ich legte ihm nahe, daß unter diesen Umständen absoluter Fluchtverdacht und Kollisionsgefahr vorläge. Jorns war aber im Gegenteil der Ansicht, daß weder Kollisionsgefahr noch Fluchtverdacht vorhanden sei. Ich legte ihm einige Verdachtsmomente vor: Wie so Runge, nachdem er die Schläge gegen Karl Liebtnecht geführt hatte, nicht sofort hinter Schloß und Riegel gebracht worden sei; wie so man sich, nachdem das mit Karl Liebtnecht passiert war, entschließen konnte, unmittelbar danach auch Rosa Luxemburg aus dem Edenhotel abzutransportieren; wie so von einem Fluchtversuch des halb bewußtlosen Liebtnecht gesprochen werden konnte, während ihn sechs bewaffnete Männer begleiteten usw. Jorns, der anfangs erklärt hatte, daß kein dringender Tatverdacht vorläge, war nun bereit, einen Haftbefehl zu erlassen.

Oberstaatsanwalt Köhler: Welchen Eindruck hatten Sie von der Unterredung mit Jorns, wollte er nicht oder konnte er nicht?

Sandsberg: Beides.

Es war mir klar, daß in der Person des Herrn Jorns ein Untersuchungsrichter vor mir stand, dem jede Objektivität fehlte, ein Mann, der vom Kriege verdorben ist, ein Mensch, für den ein Menschenleben nicht mehr so viel bedeutet wie früher.

Ich hatte den Eindruck, daß er in eine Clique hineingestellt ist, mit der er gesellschaftlich verbunden ist, und daß er als Untersuchungsrichter nicht stark genug ist, um jeder Situation gewachsen zu sein. Jorns: Was haben Sie unternommen, als Begmann und Ruch sich über meine Untersuchungsführung beklagten? Sandsberg: Ich habe zu beschwichtigen versucht, da ich nicht voraussehen konnte, daß ein Untersuchungsrichter die Täter begünstigen würde. Jorns: Haben Sie versprochen, nachzuprüfen, und haben Sie nachgeprüft? Sandsberg: Soweit ich weiß, habe ich nicht nachgeprüft. Ich habe auch die Akten nicht zu Gesicht bekommen. Jorns: Die Akten haben aber im Ministerium lange Zeit gelegen. Sandsberg: Es ist möglich, daß der preussische Justizminister Heine sie in Händen gehabt. Er hat mir auch gesagt: Es scheint eine ungeheure Schmeierei vorzuliegen.

Siegesbericht für Moskau.

Was die „Rote Fahne“ meldet.

Audendorff kann sich begraben lassen. Seine Heeres- und Siegesberichte aus dem Jahre 1918 mühen fast als wahrheitsgemäße Schilderungen an, wenn man sie mit dem in Vergleich stellt, was die „Rote Fahne“ über den Sonnabend vermeldet. Die Balkenüberschriften, die wir im folgenden geben, sind offenbar zur Weiterleitung nach Moskau erfunden worden, da man in Berlin doch nur darüber lächeln wird. Wir registrieren die Schlagzeilen:

Der Hunoermarsch hat begonnen.
Ueberfallkommando in Moabit in die Flucht geschlagen.
Wachtlager March durch die Panzermasse.
Arbeiter befreien Polizeigefangene.
Die Straße gehört dem Proletariat!
Bannmeile durchbrochen. Schupo flüchtet.
Roter Wedding befreit die Verhafteten.
Sperrhindernis gegen Schupo.
Barrikadenkämpfer schlagen Polizei in die Flucht. — usw. usw.

Den Text, der auf diese Ueberschriften folgt, kann man sich vorstellen. Einige Stichproben:

Wutentbrannt stürmen die Arbeiter vor und schneller als sie gekommen, waren die Schupo mit ihren Ueberfallkommandos verschunden. Vor dem Hause Weidenweg 79 umzingelten Arbeiter eine Polizeistation und verprügelten die provokatorischen Schupisten, von denen drei zur Rettungstelle gebracht wurden. Ganze Ueberfallkommandos wurden in die Flucht getrieben. Gegen 9 Uhr abends wird im alten Barrikadenviertel Neuföhns, Prinz-Handberg, Ede Vestingstraße, ein Sperrhindernis gebaut, um den Schupoautos das Einfahren in die Arbeiterstraßen zu erschweren. Das gelingt eine ganze Zeit. Entschlossenen Widerstand der Arbeiter finden am Wilhelmplatz drei Polizisten, die unter den vorherigen Schlägen der Arbeiter ihre vorangegangenen maßlosen Provokationen wohl bereut haben werden.

In dem Stil dieser Siegesbulletins ist das ganze Blatt gehalten! In den Sophienstraßen begann Ulbricht (nach dem Bericht der „Roten Fahne“) sein Referat mit den Worten: „Auf Hamburgs Pfaffen sind Barrikaden errichtet worden.“

Erreichen die Provokateure ihren Zweck, kommt es wirklich zu Kämpfen und zu Blutvergießen, dann ist an allem natürlich die Polizei schuld!

Witten unter den „Siegesberichten“ des Kommunistenblattes findet sich aber plötzlich eine Anzeige:

„Zwei öffentliche Raftentomben.
Thema: Das drohende Parteiverbot.“

Man möchte das Verbot offenbar um jeden Preis erzwingen. Da bisher in dieser Richtung kein Erfolg verzeichnet werden konnte, muß man durch Lügenberichte nachzuhelfen suchen.

Die 76 Kommunisten wieder freigelassen.

Die am Freitag abend bei einer Zusammenkunft in der Lange Straße verhafteten 76 Kommunisten befinden sich sämtlich wieder auf freiem Fuß. Sie sind bereits Sonnabend nacht aus dem Gewahrsam entlassen worden. — Von den während der Unruhen am Sonnabend abend verhafteten 26 Kommunisten sind gleichfalls alle bis auf acht, die heute dem Richter wegen verschiedener Delikte vorgeführt werden, freigelassen worden.

18 Matrosen ertrunken.

Sondou, 2. Februar.

Nach ergänzenden Berichten aus Port Arthur sind bei dem Untergang des Schiffes „Edgar B. Concy“ im Golf von Mexiko insgesamt 18 Mitglieder der Besatzung ertrunken.

Der Fall Marten-Krofigk.

Erinnerung an eine kleine Garnison.

In Hamburg hat am letzten Sonnabend der ehemalige Dragonerunteroffizier Franz Marten Selbstmord verübt. Dieser Freitod ruft die Erinnerung wach an eine Sensationsaffäre, die fast nicht geringere Aufmerksamkeit erregte, als der Fall Drenps in Frankreich.

Hatte dieser Marten seinen Rittmeister vor der Front der gesamten Schwadron niedergeknallt oder nicht? So lautete die kriminelle Frage. Dahinter steckte die Frage nach der Disziplin der preussischen Armee und mit dieser Frage stand die Grundlage des preussischen Militarismus zur Debatte.

Der Ort der Tragödie war Gumbinnen, die typische kleine Garnison. Nach der ostpreussisch-russischen Grenze vorgeschoben, hatte die Stadt nur 15000 Einwohner, aber Fußkavallerie, Feldartillerie und die schon genannten Dragoner. Rittmeister der 4. Schwadron war ein Herr von Krofigk. Einige Tage vor Kaisers Geburtstag im Jahre 1901 erregte, trainierte und schifanierte Rittmeister von Krofigk in der überdachten Reithalle seine Leute. Er hatte, mit gezogenem Säbel, gerade „Estabron — halt“ kommandiert, als ein Schuß fiel. Der Rittmeister stürzte. Man schleppte ihn auf ein Bündel Stroh und nach wenigen Minuten war

Herr von Krofigk ein toter Mann.

Vor der Reithalle fand man einen tauchenden Karabiner, der zum Bestand der Schwadron gehörte und noch vor kurzem auf dem Schwadronstorridor gesehen worden war. Von der Reithalle zur Kaserne führten Fußspuren, die man sich leider nicht näher ansah. Weiter war vorläufig nichts festzustellen.

Für die Schwadron war man dauerndes Antreten: auf der Schwadron läge ein schwarzer Fied, der mühte weggewischt werden und man hätte den Täter möglichst bald zu ermitteln! Es ergab sich nach näheren Untersuchungen, daß der Schuß von der Tür der Reithalle durch ein kleines Guckloch abgefeuert war. Der Täter mußte also einmal mit Karabinern umzugehen verstehen und ein guter Schütze sein. Driens wäre er nur unter den Leuten zu suchen, die nicht in der Reithalle anwesend waren, also den Abkommandierten und den Drückebeggern.

Man verhaftete zunächst den Dragoner Stopped, ein Stützschwadronschloß. Stopped war zur Schmiede abkommandiert. Es stellte sich aber heraus, daß Stopped nicht in Frage kam. Stopped hatte aber gesehen, wie um die fragliche Zeit zwei Männer mit steifen Mähren — die Unteroffiziersmähren hatten steifes Form — vor der Tür standen. Nun richtete sich der Verdacht gegen Franz Marten. Er war eben 27jährig, seit zwei Jahren Soldat, vor kurzem zum Unteroffizier befördert und dazu noch Sohn des Wachtmeisters Marten, der früher in der 4. Schwadron Dienst getan hatte und nun bei der 3. Schwadron stand. Zu gleicher Zeit wurde der Sergeant und Quartiermeister Gustav Hidel verhaftet. Bereits dreißigjährig, und schon 10 Jahre lang Soldat, war er seit kurzem mit der Tochter des oben erwähnten Marten verheiratet, also ein Schwager Franz Martens. Der Verdacht ging dahin, daß Franz Marten geschossen und Hidel ihm Beihilfe geleistet habe.

Die Untersuchungen wurden mit einer beispiellosen Nachlässigkeit geführt.

Erst als Berliner Kriminalpolizei zur Hilfe herangezogen wurde, lichtete sich das Dunkel von Verdächtigungen, Abneigungen, Gerede und Ratschereien. Es erhüllte sich das Bild der kleinen Garnison. Der erschossene Rittmeister von Krofigk stellte sich als der bekannte Schinder dar, der, eigentlich ein nicht ganz seltener Fall in der alten Armee, sich besonders seine Unteroffiziere „kaufte“.

Geständnis der Kulmbacher Mörder.

Kommerzienrat Neuhdörfer soll unschuldig sein.

Kulmbach, 3. Februar.

Der Verteidiger des Kommerzienrats Heinrich Neuhdörfer in Kulmbach, der bekanntlich unter dem Verdacht des Gattenmordes sich in Haft befindet, übergibt der Presse folgende Meldung: „Das Rätsel von Kulmbach ist gelöst. Auf eine Strafanzeige des Verteidigers vom 21. Januar gegen die Arbeiter Schuberth und Popp wegen Ermordung der Frau Kommerzienrat Neuhdörfer ist es dem Kriminalkommissar Schiffer in Kulmbach gelungen, die beiden zu einem Geständnis zu bewegen. Die beiden Arbeiter haben dieses Geständnis vor dem Untersuchungsrichter und dem Staatsanwalt wiederholt.“

Auf eine Anfrage im Untersuchungsgefängnis Nürnberg wurde lediglich mitgeteilt, daß sich Kommerzienrat Neuhdörfer noch dort befindet.

Der Mord an der Gattin des Kommerzienrats Neuhdörfer in Kulmbach erregte Anfang November vorigen Jahres großes Aufsehen. Man fand die Frau erstickt in ihrem Bett auf. Kommerzienrat Neuhdörfer kam damals nach Ansicht der Kriminalpolizei als Täter in der verschlossenen Wohnung allein in Frage. Er beteuerte seine Unschuld; wurde aber einige Tage darauf in Untersuchungshaft genommen. Die seltsame Wendung, die die Angelegenheit, nach der Kulmbacher Meldung, jetzt genommen haben soll, kommt überraschend und bedarf noch sehr der Klärung.

Großfeuer in Charlottenburg.

Ein Eckhausdachstuhl niedergebrannt.

Ein gewaltiges Großfeuer beschäftigte die Berliner Feuerwehr am Sonntag früh in der Kommsenstraße 29 in Charlottenburg mit einem großen Aufgebot von Löschjägern viele Stunden lang.

Gegen 10 Uhr früh bemerkten zwei Schupostrassen auf dem Dach des großen Eckhauses Kommsenstr. 29 einen starken Feuerchein. Die Feuerwehr wurde sofort alarmiert. Als die ersten beiden Züge eintrafen, hatte der Brand jedoch bereits den Bordenhausdachstuhl in der Kommsenstraße wie auch die Dachfront in der Wilmerdorfer Straße ergriffen. Der ganze Dachstuhl bildete ein riesiges Flammenmeer. Es mußten mehrere Züge nachalarmiert werden. Schließlich waren sechs Zugmaschinen unter Leitung des Oberbranddirektors Gemppe zur Stelle und mit der Bestämpfung des Brandes beschäftigt. Zunächst schien es, als ob alle Löscharbeiten vergeblich sein sollten, denn an keiner Stelle ließ die Gewalt des Feuers nach. Die Flammen fanden an dem Inhalt der Bodenverfäße und dem Gebälk überaus reiche Nahrung. End-

lich, nach etwa zweistündiger Arbeit, war die Macht des Großfeuers gebrochen. Die Abblöckungs- und Aufräumungsarbeiten dauerten noch viele Stunden. Die Wohnungen der oberen Stockwerke haben durch die herabdringenden Wassermengen stark gelitten.

Tragödie zweier Mädchen.

Mit Gas vergiftet. — Ein Todesopfer.

In der Puffamerstraße 7 spielte sich in der Nacht die Selbstmordtragödie zweier Mädchen ab.

In dem Hause befindet sich eine Schankwirtschaft, in dem die 20jährige Olga Schmidt als Hausangestellte beschäftigt ist. Das Mädchen besuchte am Sonntag abend zusammen mit ihrer 16jährigen Freundin Elsa Weiß aus der Eglauer Straße ein Café in der Stadt. Spät lehrten beide heim, und Olga Schmidt nahm die Freundin heimlich mit in die Wohnung ihrer Arbeitgeberin. Als heute früh die Gastwirtin in ihrem Lokal erschien, wunderte sie sich, daß von ihrer Angestellten nichts zu sehen und zu hören war. Als die Frau darauf die Küche betrat, sah sie zu ihrem Schrecken die beiden Mädchen in dem völlig mit Gas erfüllten Raum leblos im Bett liegen. Ein Arzt und die Feuerwehr wurden zu Hilfe gerufen. Die Wiederbelebungsvorläufe waren jedoch nur bei Olga Schmidt von Erfolg. Sie wurde ins Urbanerkrankenhaus übergeführt. Die Leiche des jungen Mädchens wurde beschlagnahmt und ins Schauhaus transportiert. In Abschiedsbriefen, die von den beiden Lebenentwürfen an ihre Angehörigen gerichtet waren, teilten sie ihren Entschluß, aus dem Leben zu scheiden, nicht aber das Risiko zu Lot, mit. Aus den Briefen geht jedoch hervor, daß sich die Mädchen schon längere Zeit mit Selbstmordgedanken beschäftigt haben müssen.

In der vergangenen Nacht, wahrscheinlich zwischen 3 und 4 Uhr, schritten dann beide zur Ausführung ihrer Vorhaben. Sie entfernten den Schlauch vom Gasautomaten und erwarteten im Bett den Tod.

Der kommunistische Landtagsabgeordnete Dr. Ernst Meyer ist im Alter von 42 Jahren gestorben. Er hatte Volkswirtschaft studiert, war einige Jahre Wirtschaftskorrespondent des „Vorwärts“, gehörte zu den Gründern des Spartakusbundes und zu den ersten Führern der kommunistischen Partei. Irigendwie baute er in der SPD. Immer die falsche Seite, so daß er alle Vorteile der kommunistischen Fraktionswirtschaft und der Unterdrückung selbständiger Geister durch die Rosauer Faust erfahren hat. Er litt an Tuberkulose und war schon viele Jahre ein schwer kranker Mann.

Kürzung des Dispositionsfonds Bisubstia. Am Freitag kam es im Haushaltsausschuß des Seim zur Abstimmung über die zum Rückwärtsbau eingebrachten Zusatzanträge. Unter anderem wurde bei dieser Gelegenheit, wie im Vorjahre, der Dispositionsfonds des Kriegsministers Marschall Bisubstia um 2 Millionen Jlotz gekürzt.

Wie lebt der Angestellte?

Je mehr Einkommen, um so weniger Kinder.

In den Veröffentlichungen des Statistischen Reichsamtes über die amtlichen Erhebungen von Wirtschaftserhebungen ist jetzt die Untersuchung über die Haushaltungen der Angestellten erschienen. 346 Angestelltenfamilien haben sich an dieser Haushaltungsstatistik beteiligt. Zunächst an Hand unserer Haushaltsbilanz einen kurzen

Uebersicht über Einnahmen und Ausgaben

für den Durchschnitt einer Angestelltenhaushaltung. Die Einnahmen der hier berichtenden Familien betragen im Durchschnitt 4700 M. im Jahr, während die Mehrzahl der Angestellten sicherlich mit weniger als 2500 M. auskommen muß. Immer wieder stellt sich bei solchen Erhebungen heraus, daß sich nur solche Familien zur ständigen Führung eines Wirtschaftsbuches bereithalten, die über ein gewisses gesichertes Einkommen verfügen und nach der Vast der Tagesarbeit noch die abendliche Ruhe für tägliche Eintragungen finden. Der Wert der Erhebungen leidet natürlich dadurch.

Die Einnahmen der Familie vergrößern sich durch Nebeneinnahmen nur wenig. Das Gehalt des Mannes, das sich durch Gratifikationen, Ueberstundenzuschläge und sonstigen Nebenwerb vielfach etwas erhöht, deckt fast neun Zehntel aller Ausgaben. Die Frau trägt — im Gegensatz zum Arbeiterhaushalt — nur in verhältnismäßig wenigen Fällen zum Unterhalt der Familie mit bei. Auch der Zuschuß, den die Kinder leisten, ist verhältnismäßig gering; hier ist der Unterschied zum Arbeiterhaushalt noch deutlicher. Die durchschnittliche Personenzahl der erfassten Angestelltenfamilien betrug 3,6, d. h. auf jede Familie entfallen 1,3 Kinder unter 15 Jahren; der Haushalt vergrößert sich bei manchen Familien durch erwachsene Kinder oder sonstige Kostgänger. Diese Zusammenfassung bestimmt wesentlich

Die Ausgaben des Angestelltenhaushalts.

Etwas mehr als ein Drittel der Einnahmen wird für die Ernährung der Familie verwandt. Auf die Wohnung entfällt ein Fünftel der Ausgaben; für Bekleidung und Wäsche wird ein Viertel des Einkommens ausgegeben. Die „sonstigen“ Lebensbedürfnisse verschlingen fast 30 Proz. der Einnahmen. Ein großer Teil dieser Ausgaben ist zwangsläufig bestimmt: 369 M. im Jahr muß die Angestelltenfamilie für Versicherungen, 207 M. für Steuern ausgeben. Demgegenüber sind Verbandsbeiträge mit 60 M. verhältnismäßig gering; während für Bildungszwecke (Zetlungen, Schulgeld usw.) im Jahre 137 M. in der Familie aufgewandt werden, bleiben nur 69 M. im Jahr für Vergnügungen der dreibis vierköpfigen Familie übrig. Für Körper- und Gesundheitspflege können auch diese gutgestellten Familien, mehr als drei Personen insgesamt, noch nicht 30 Pf. am Tage ausgeben; und für die so notwendige Erholung bleiben pro Tag und Kopf noch nicht einmal 10 Pf. übrig!

Haushaltsbilanz der Angestelltenfamilie.

1. Die Einnahmen:	
Gehalt des Mannes	4045 M. = 85,9 Proz.
Einkommen aus Nebenerwerb des Mannes	61 „ = 1,3 „
Einkommen aus Nebenerwerb der Frau	40 „ = 0,8 „
Einnahmen aus Nebenerwerb der Kinder usw.	96 „ = 2,0 „
Einnahmen aus Untervermietung, Versicherungen, Unterstützungen usw.	216 „ = 4,5 „
Sonstige Einnahmen	103 „ = 2,3 „
Abgehobene Spargelder usw.	96 „ = 2,0 „
Vorschüsse, Darlehen usw.	74 „ = 1,6 „
4712 M. = 100,0 Proz.	
2. Die Ausgaben:	
Nahrungs- und Genussmittel	1625 M. = 34,5 Proz.
Wohnung insgesamt	971 „ = 20,5 „
dabei:	
Wohnungsmiete	544 M.
Einrichtung der Wohnung	260 „
Heizung und Beleuchtung	167 „
Bekleidung und Wäsche	595 „ = 12,6 „
Sonstige Lebensbedürfnisse	1372 „ = 29,2 „
dabei:	
Versicherungen	369 M.
Steuern	207 „
Verbandsbeiträge	60 „
Verkehrsabgaben	74 „
Körper- und Gesundheitspflege	90 „
Erholung	137 „
Vergnügen	69 „
Bildung	137 „
Ersparnisse	88 „ = 1,9 „
Zurückzahlungen von Darlehen usw.	61 „ = 1,3 „
4712 M. = 100,0 Proz.	

Das Bild verschiebt sich nicht unwesentlich, wenn man die Ausgaben der Familien mit verschiedenem Einkommen betrachtet. Allerdings darf man dabei nicht außer acht lassen, daß sich mit wachsendem Einkommen auch die Familiengröße ändert.

Die Statistik zeigt deutlich, wie sich das zweite Kind in der Angestelltenfamilie erst einstellt, wenn das Einkommen eine gewisse Höhe erreicht hat.

Auch diese Erhebung bestätigt die beiden wichtigsten Gesetze der Lebensführung: dem wachsenden Einkommen werden zwar die Ausgaben für die Ernährung absolut größer, aber ihr Anteil an den Gesamtausgaben wird kleiner. (Englisches Gesetz.) Die Verhältnisse kehren sich geradezu um. Während in den Angestelltenhaushaltungen mit einem Jahreseinkommen bis 3000 M. 42 Proz. aller Ausgaben auf Nahrungs- und Genussmittel entfallen und nur 23,2 Proz. für die „sonstigen“ Lebensbedürfnisse (also Körperpflege, Erholung, aber auch Steuern usw.) übrig bleiben, wird umgekehrt in den Haushaltungen mit mehr als 6100 M. Jahreseinkommen für die sonstigen Lebensbedürfnisse 29,1 Proz. ausgegeben und nur noch 23,1 Proz. für die Ernährung.

Ebenso geht der Anteil der Miete an den Gesamtausgaben mit dem wachsenden Einkommen zurück. (Schwabe'sches Gesetz.) Dagegen steigen die Ausgaben für Bekleidung und Wäsche prozentual und absolut mit dem Einkommen. Die Steigerung ist dabei wesentlich größer als nach dem Umfang der Familie an und für sich zu erwarten wäre. Die dreiköpfige Familie mit einem Einkommen von weniger als 3000 M. gibt im Jahr noch keine 300 M. für Kleidung und Wäsche aus, die vierköpfige Familie mit einem Einkommen von mehr als 6000 M. aber mehr als 1000 M.

Diese Ergebnisse der amtlichen Erhebungen, die unter Anwendung eines verhältnismäßig großen Apparates gewonnen sind und deren Veröffentlichung unverhältnismäßig lange Zeit auf sich warten ließ, bestätigen nicht nur im großen und ganzen, sondern auch im einzelnen in überraschend weitgehendem Maße die Untersuchungen des IFA-Bundes.

Vergleichen wir die Ergebnisse der amtlichen Statistik der Arbeiterhaushaltungen mit denen der Angestelltenhaushaltungen, so fällt von vornherein ein charakteristischer Unterschied ins Auge. Die durchschnittliche Personenzahl der Arbeiterfamilie beträgt 4,6, die der Angestelltenfamilie nur 3,6. Das zweite Kind ist in der Arbeiterfamilie also noch die Regel, bei den Angestellten dagegen schon selten.

Die unterschiedliche Lebenshaltung der Arbeiter und Angestellten

läßt sich bei einer Gruppe besonders gut verfolgen. Diese Unterschiede sind außerordentlich interessant! An der amtlichen Statistik beteiligten sich 283 Arbeiterfamilien mit einem durchschnittlichen Einkommen von 3285 M. im Jahr und 87 Angestelltenfamilien, deren Einkommen bis auf 1 M. genau gleich groß ist. Während aber die Arbeiterfamilie 45,6 Proz. für die Ernährung ausgibt, sinkt dieser Anteil bei den Angestellten auf 39,8 Proz. Der Aufwand für die Bekleidung ist in beiden Fällen trotz der verschiedenen Familiengröße ziemlich gleich (12,7 bzw. 12,5 Proz.); für die Wohnung gibt der Angestellte bei kleinerer Familie nicht unwesentlich mehr aus (20,4 statt 17,5 Proz.). Dadurch erhöht sich der Anteil der sonstigen Lebensbedürfnisse von 24,2 Proz. in der Arbeiterfamilie auf 27,3 Proz. in der Angestelltenfamilie.

Zum Teil erklären sich diese Unterschiede in der Lebenshaltung aus der verschiedenartigen Zusammensetzung der Familie. Erst eine Gliederung der gleichgroßen Familien nach Berufen würde den Einfluß des Berufslebens auf die Lebensführung erkennen lassen.

Bei allen Eigenarten in der Lebensführung, die das Berufsleben mit sich bringt, wird letzten Endes der Haushalt aber doch bestimmt — vom Einkommen! Otto Sahr.

Hundert Jahre freies Hellas.

1830 — 3. Februar — 1930.

Als am 3. Februar 1830 zu London die sogenannten Schutzmächte der Griechen, England, Rußland und Frankreich, das Protokoll unterzeichneten, das Griechenland die vollkommene staatliche Unabhängigkeit verbürgte, nahm die ganze zivilisierte Welt an dem Beschluß Anteil. Zwar hatten die Griechen nicht als erstes der christlichen Rajastädter des Osmanenreiches die Waffen gegen ihre Unterdrücker erhoben, aber der nicht minder heldenhafte Freiheitskampf der Serben von 1804 bis 1813 war an Europa ziemlich spurlos vorbeigegangen, da der Kanonendonner des napoleonischen Jellalters das Flintenknallen in der Schumadja überstimmte. Als dagegen 1821 die Griechen dem Großfürsten den Gehorsam aufgaben, herrschte solche politische Windstille, daß Europa sofort um so eher aufhorchte, als der Schauplatz der neuen Ereignisse

Die Wiege der klassischen Welt

war. Was tat's, daß sich das Blut der alten Hellenen längst mit dem slavischen, malachischen und albanischen Einwanderer vermengt hatte, was tat's, daß der von Wilhelm Müller besungene „Heine Sybriot“ ein nur albanisch redender Armut war, all denen, die auf dem Parnassos Homer gelesen hatten, erschienen die Aephen, die in den wilden Bergschluchten den Kleinkrieg gegen die osmanischen Bedränger führten, als die würdigen Erben des Leonidas und Kilibiades. Eine Welle der Griechenbegeisterung schäumte über Europa, ähnlich der Burenbegeisterung achtzig Jahre später. Auch die kämpfenden Griechen besteteten die Blicke hoffnungs- und erwartungsvoll auf Europa. Nur zu gut wußten sie, daß sie ihren Freiheitskampf auf eigene Faust nicht zum glücklichen Ende bringen konnten, denn ihr Volk war klein und arm und das Osmanenreich ein Koloss, zwar mit äthiopenen Füßen, doch ein Koloss. Ihre schlimmsten Wohnungen bestätigten sich, als nach manchem bejubelten Erfolg zu Wasser und zu Lande ihre geliebtesten Scharen den wohl ausgerüsteten, abendländisch gekleideten Truppen des ägyptischen Vizekönigs Mehemed Ali nicht standhalten vermochten. Im Sommer 1827, da sich nur noch in ein paar Foris im Häuflein Unterjagter, des Schloßbedarfs, des Brotes, des Geldes entbehrend, verteidigte, schien die Sache der griechischen Freiheit verloren, falls nicht Europa half. Aber Europa mußte helfen! Leider deckte sich der Begriff Europa nicht mit dem der öffentlichen Meinung, dem des Philhellenentums, das den Strelchern auf dem Peloponnes und den Inseln durch rührige Sammlungen ausgeschicktes Geld und freiwillige Landte, sondern das Europa, von dem Griechenlands Schicksal abhing, waren die Regierungen, die Machthaber, die kolossenhäufige Sippe der Diplomaten. Für sie entschieden nur Gründe der hohen Staatsweisheit; daß ein kleines merkwürdiges Volk von asiatischen Barbaren viehisch abgeschlachtet wurde, wog nicht das Gewicht einer Federflocke; das griechische Wort: Metternichs:

„Jenseits unserer Ostgrenze zählen 300 000 bis 400 000 Gehängte, Erwürgte, Gefäßte nicht viel!“

war allen aus dem Herzen, nein, aus der Herzlosigkeit gesprochen. Dem österreichischen Staatskanzler gelang es auch anfangs, die anderen Mächte auf die Linie seiner verblüffend einfachen Politik festzulegen. Ihr A und O war, das legitime Europa und so das Haus Habsburg vor dem Umsturz zu bewahren, den er überall witterte. Wehe, dreimal wehe, wenn Untertanen gegen die Obrigkeit aufstanden, jede Obrigkeit war von Gott, auch die des nichtchristlichen Sultans, und die christlichen Griechen galten darum der Wiener Staatskanzlei als freche, unbotmäßige Rebellen, die Züchtigung verdienen. Darum Hände weg von Griechenland! Es kostete nicht viel Schweiß, auch dem Russenzaren Alexander I. die Ueberzeugung beizubringen, daß hinter dem griechischen Aufstand die Hydra der europäischen Revolution lauere, der englische Georg IV. betrachtete gleichfalls eine Insurrektion mit gerungenen Brauen, und Karl X. in Frankreich spielte ohnehin 1788. Aber abgemacht durchkreuzten andere politische Interessen die Revolutionsfurcht der Mächte und machten zum Entsetzen Metternichs den Grundfah

In Italien schneit es.

Hagelschlag in Genua.

Rom, 3. Februar.

Genua wurde von einem heftigen Hagelschlag heimgesucht, der über eine Stunde andauerte. Die Straßen waren von einer mehrere Zentimeter starken Hagelschicht bedeckt, wodurch der Verkehr behindert wurde. In Turin hat es den ganzen Tag über heftig geschneit. Auch dort ist der Verkehr der Straßenbahn und Autos durch die Schneemassen behindert. An mehreren Stellen sind Telegraphen- und Telephondrähte sowie elektrische Leitungen so stark beschneit, daß sie rissen. Niederstürzende Dachrinnen gefährden die Fußgänger. Auch aus den Bergen wird Schneefall gemeldet.

Unwetter in Südfrankreich und Portugal.

Paris, 3. Februar.

An der Südwestküste Frankreichs sowie an der Westküste der Pyrenäenhalbinsel herrscht gegenwärtig Sturm. In der Gegend von La Rochelle wurde ein Damm durch das aufgewühlte Meer zerstört und eine dicht am Ufer gelegene Ortschaft vollkommen überschwemmt. Starke Sturmchäden werden auch aus Lissabon gemeldet. In ganz Portugal sind starke Schneefälle und Ueberschwemmungen eingetreten. Infolge des Unwetters und der Kälte sind in Portugal auch Menschen ums Leben gekommen.

Neger getödtet und lebendig verbrannt.

Eine amerikanische Kulturstraße.

New York, 3. Februar.

In Oflila im Staate Georgia wurde ein Neger getödtet und bei lebendigem Leibe verbrannt. Der Neger wurde beschuldigt, ein vierzehnjähriges Kind getödtet zu haben. Darauf entriß ihn eine mehr als 500köpfige Menschenmenge den Schulken, ignozte ihn und übergieß seinen Körper mit Benzin, das darauf angezündet wurde. Der Unglückliche verbrannte.

In keinem Land der Erde dürften derartige grausige, aber Menschlichkeit höhnsprechende Dinge unter den Augen der zur Dignität verpflichteten Vertreter der Staatsgewalt möglich sein, als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

der Reichseinmischung zuschanden. Der neue Zar Nikolaus I. hielt, ungeachtet seiner ehrlichen Abneigung gegen die griechischen Rebellen, die Gelegenheit für günstig.

Die Zerstückung des Osmanenreiches.

Die Rußland eines Tages an den Bosphorus führen mußte, zu fördern. Dadurch wurde England auf den Plan gelockt, das ähnlich wie Oesterreich auf die Unantastbarkeit der Türkei schwor und um die Erhaltung seiner Handelswege im östlichen Mittelmeer besorgt war, und Frankreich kam eine Prestigepolitik mit Ausdehnung seines Einflusses in der Levante gerade zu paß. Nur eines war nach wie vor den Großen das Gleichgültigste vom Gleichgültigen: das Los der Griechen. Auf ihrem Rücken einigten sich Petersburg, London und Paris verschiedentlich dahin, Griechenland in die übliche Zwisterstellung eines tributpflichtigen türkischen Vassallenstaates zu rücken, weil jeder der drei dabei seine Geschäfte machen zu können glaubte, aber am Ende war die Logik der Ereignisse zwingender als der Wille der Diplomaten. Daß die englisch-französisch-russische Flotte, nur zu friedlicher Demonstration ausgeschickt, sehr zum Kerger der betreffenden Kabinets im Oktober 1827 bei Navarino das türkisch-ägyptische Geschwader in Grund und Boden schoss, hatte seine Folgen: Englands Kriegsschiffe, vor Alexandria Anker werfend, überzeugten den ägyptischen Vizekönig, daß die Rückberufung seines Heeres aus Griechenland das Gerateinste sei, Frankreich landete ein Expeditionskorps in Morea, und Rußland erklärte der Pforte den Krieg, der im September 1829 mit dem Frieden von Adrianopel endete. Da die geschlagene Türkei keine Einwände mehr wagte, haberten die drei Schutzmächte neuerdings in London über das Schicksal Griechenlands; das Leitmotiv dieses Aroopags von Unfähigkeit, Schludrigkeit, Reib, Niedertracht und Selbstsucht war,

entweder Hellas nicht vollkommen unabhängig oder möglichst klein werden zu lassen.

Wenn denn aus diesem Hin und Her schließlich das unabhängige Griechenland hervorging, so war das Gericht doch hinreichend verfaßelt; nicht nur wurde dem neuen Staat ein tyrantisches Reis aus europäischem Stamm aufgepreßt, damit er nur nicht zur Republik ausarte, sondern seine Grenze wurde auch so unglücklich gezogen, daß die Mehrzahl aller Griechen mit ihrer fruchtbarsten Provinz Thessalien und mit ihrer größten Insel Kreta unter der Herrschaft des Halbmonds verblieb. Der 3. Februar 1830 brachte nicht mehr als eine halbe Lösung des griechischen Problems. War damit zugleich der erste Akt des Dramas, das Metternich „die höllische orientalische Frage“ nannte, von den Mächten höchst häufig zu Ende gespielt, so nimmt es nicht wunder, daß aus den gleichen Ursachen am Beginn des letzten Aktes desselben Dramas, anno 1919, der Erdteil lichterloh in Flammen stand. Hermans Wendel.

Dreisfrage.

In Rußland steht auf Plünderung sozialistischer Eigentums, auf Sabotage oder Zerstörung kollektivistischer Betriebe die Todesstrafe.

Was steht — nach eigener kommunistischer Rechtsauffassung — darauf, wenn in Deutschland die Kommunisten Zugendschule aufheben, einen Baden der Konsumgenossenschaft zu plündern?

Die 38. würtliche Schule, Lichtenberg, Leopoldstraße, veranstaltet am Donnerstag, dem 6. Februar, 19 Uhr, einen Lichtbildvortrag: „Aus dem Leben unserer Schule.“ Am Sonnabend, dem 9. Februar, 14 bis 19 Uhr, und Sonntag, dem 10. Februar, 10 bis 19 Uhr, findet eine Ausstellung von Schülerarbeiten in der Turnhalle, Sudstraße 14-16, statt. Eintritt zu beiden Veranstaltungen ist frei. Anmeldungen zur Vereinsfeier werden dort entgegen genommen. Alle Freunde der Schule werden eingeladen, die bezeichneten Veranstaltungen zu besuchen.

Werftarbeiter an der Arbeit

Ein Bild aus Hamburg

Die ersten Hochbahnzüge fahren in die Station „Landsbrücken“ ein. Omnibusse und Straßenbahnen kommen. Sie alle bringen Arbeiter. Werftarbeiter. Schlag auf Schlag geht es jetzt. Zweiminutenverkehr. Wo eben noch absolute Leere war, haften jetzt Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen durch das Hamburger „Souterrain“. Krachen hochgehlagene, Hände in den Hosentaschen. Unter den Ärm geflemmt oder an einem Band über die Schulter geworfen: Kaffee-„Buddel“, ein kleiner Topf Mittagessen und in der Rocktasche das Beierbrot. Jungen, eben aus der Schule, und Greise, die sich mit aller Gewalt gegen die Windstärke 9 stemmen müssen, um überhaupt vorwärts zu kommen. Breite, vier-schrägige Rieten und Bohrer und fixe „Hamburger Deerns“. Der Wind bläst ihnen in die Köpfe, daß sie alle einen Pompadourhinteren haben. Alle, alle gehen sie in einer Richtung. Zum Eibtunnel oder zur Fähre. Vor den Tunnelingängen und Brücken zur Fähre stauen sich die Menschen. Auf und nieder sausen die Tunnelfahrstühle. Schlucken ganze Autos, Pferde und Wagen. Und Menschen gleich drei Dutzend auf einmal. Unten an den Fährenpontonons schlittert eine Fähre nach der anderen heran, kriecht Werftarbeiter, schichtet und stapelt durchgereinigte Menschen auf sich und in sich, bis der letzte Passagier sein letztes Bein absolut nicht mehr zu lassen weiß und es einfach über die Reeling hängt. Ein Stodensignal, der Schiffsjunge wirft die Halteleine los und springt im letzten Augenblick noch auf die Fähre, oder vielmehr auf die Menschenleiber. Eine Fahrt auf einer Fähre im Hamourger Hafen bei Windstärke 9 lehrt Weiten — oder Fluchen, je nach Temperament. Der Binnenländer möge sich eine wegen ihrer Lebensgefährlichkeit polizeilich verbotene Berg- und Talbahn vorstellen, wo einige Dutzend Männer nur zu dem Zweck angestellt sind, den Passagieren unaufhörlich und mit mathematischer Genauigkeit möglichst große Kübel mit eiskaltem Wasser direkt ins Gesicht zu gießen. Dann hat er einen ungefähren Begriff von einer Sturmfahrt auf einer Hafenfähre.

Nach einigen zwanzig Minuten kommen die Anlegepontons der Vulkanwerft in Sicht. In der kompakten Masse Mensch schicht, drängt, pufft und knufft es. Jeder will zuerst an Land, unter Dach kommen. Noch ist die Fähre einen Meter vom Ponton ab. Der Schiffsjunge steht mit dem Haltau sprunghaft. Die „Rase“ der Fähre schrammt langsam am Ponton entlang. Schon geht es los. Die verdammten Jungs können die Zeit nicht abwarten. Ein führender Sprung über den meterbreiten Spalt zwischen Ponton und schaukelnder Fähre. Neunundneunzigmal gelingt der Sprung. Beim hundertsten gleitet der Bengel aus, fällt ins Wasser, und die Fähre quersicht den zappelnden Körper an den Ponton. Duesicht und quersicht und die Maschine rast auf „Vollstampf“ zurück. Und dann fischen sie etwas aus dem rotgefärbten Wasser, was vor kurzem noch ein lebender Mensch von achtzehn oder neunzehn Jahren war. Es kann aber auch anders kommen. Der „Sog“ der Fähre oder des Pontons holt sich — unter Wasser — den Jungen. Er erstickt und muß vom Ponton oder dem Schiffsboden abgeklaut werden wie eine Pfahlmuschel.

An die Arbeit!

Ein elendes bleisames Taglicht kriecht heraus, langsam. Man weiß nicht, ist es nun schon „hell“ oder soll es erst Tag werden. Der Strom der Arbeiter haftet vorwärts. Jetzt ist das Tor der Werft erreicht. Die Menschen stauen sich, sortieren sich, werden zu einer Kummerei. Wohl ein Dutzend Holzhäuschen nebeneinander, getrennt durch je ein Drehtreuz. An jedem Häuschen Nummern: 1—1000, 1000—2000, 2000—3000, und so fort, bis über 10000. Jeder auf der Werft Beschäftigte hat „seine“ Nummer, „sein“ Häuschen, wo er „seine“ Ausweisblattnummer bekommt, „sein“ Drehtreuz, durch das er zu gehen hat, morgens und abends. Weiter: zur Gardebojenhalle. Zehn Minuten noch bis Arbeitsbeginn. Noch ist Feiertagsruhe. Selbst die Nachschichten haben schon halbwegs Feiertag gemacht. Zehn Minuten, dann, fast mit einem gewaltigen Schlag, springt dich der Därm an. Ueber dich bei dich liegende Bleis der Werftarbeiter, an Maschinenhälften, ganzen Schruppen- und Gebäudefragmenten, weiten Kohlenhäufen, unermesslichen Lagern von Eisen und Stahl, von der Schraubenmutter bis zur Panzerplatte und haushohen Eisenträgern vorbei geht es zu den Umkleieräumen. Jeder Arbeiter, jede Nummer hat einen Kleider-spind. Runter mit den durchnässten Brocken. Für Ramente tauschen nackte Männerbrüste aus den Spindelröhren, dann gleitet das trockene Arbeitshemd über die Leiber. Die Arbeitshose und -jacke folgen. Ein fröhlicher Schluß aus der Kaffee-„Buddel“. Eben will man seinem Spindmacher begrüßen, da haut einem die Werft-sirene das Wort vom Munde. Arbeitsbeginn. Aus den Gardebojenhallen strömen die Arbeiter: zur Werkzeugausgabe, in die Montagehallen, auf die Schiffe, in die Docks, in die Hellingen, in die Wertflätten. Und jetzt, Reeling, wenn du mit mir reden willst, wenn du mir vielleicht erzählen willst, daß du mit der kleinen Blonden aus der Kantina einen netten Abend verlebt hast, forme beide Hände zum Sprachrohr und brülle es mir ins Ohr. Was hast du geflüstert? Ich habe nichts verstanden. Spare die arbeitsige Kraft deiner Stimme bis zur Mittagspause. Jetzt registriert der Därm. Preßluftschlämmer lagern weißglänzende Ruten ins Eisen. Bohrer treffen sich brüllend in stählernen Schiffsplatten. Elektrizität, Dampf und hydraulische Kraft werden losgelassen auf Dröhnen's Eisen. Jetzt, jetzt, jetzt und formt es nach des Mannes Willen, der auf einen Knopf drückt oder einen Hebel einstellt. Lokomotiven kreischen in den Kurven, strömen Dampf aus, pfeifen pfeifend. Kolonnen transportieren Eisenplatten, werfen sie auf einen Stop-L. Zyklopeden schwingen Vorschlagshämmer, lassen sie niederhauen auf das Arbeitsstück auf dem Amboss. Därm, Därm um die Sache willen, die später einmal Schiff oder Lokomotive oder Maschine heißen soll.

Beim Schiffsbau.

Schiffsbau. Er hat bereits die Hellingen, das Dock, verlassen und schwimmt. Aber fertig, fahrbereit ist das Schiff noch lange nicht. Die ganze Inneneinrichtung, die ganzen Maschinenanlagen und Deckaufbauten fehlen noch. An der Kaismauer ist der Neubau festgemacht. Ein riesiges rostbraunes und mennigeres, ganz und gar unferisches Baby. Von der Kaismauer führen Raupplanke an die Deck. Wertpolizei, Feuerwache, kontrollieren die Maschinen. Chaos in höchster Vollendung umbrödet dich bereits an Deck. Wie soll es erst unten werden? Riesenkrane und Winden, Menschen- und Dampfkraft schleppen, bliesen und jöhren ununter-

brochen. Eisen und Stahl an Deck, aller Ausmaße, aller Formen. Gewimmel arbeitender Menschen. Sie hocken auf dem eisernen Deck und bohren Löcher und thronen auf wackligen Stelagen hoch oben, wo ein Holzgerüst die spätere Eisenkonstruktion anzeigt. Pauschende Preßluft und brausende Elektrizität bohrt und nietet. „Näh!“ die Platten zusammen. Schneidbrenner zerteilen Eisenträger und Platten von Zentimeterdicke. Und über allem der Mensch. Er bezieht dem Riesenkrane, tausend Zentner zu heben. Er „spielt“ mit Preßluft- und Dampfplasmosphären. Er „näh!“ mit Stortstrom Panzerplatten und bezieht dem Sauerstoff, die Platten zu verschneiden.

Nach unten geht es. In den „Raum“, in den Schiffsbauch, den Bauch, dem die Eingeweide noch fehlen. Ein riesiges rechteckiges Loch im Deck, notwendig durch ein paar Holzstatten eingegriedelt. Auf einer Holzleiter geht es in die Tiefe. Leiter reiht sich unter Leiter. Station folgt auf Station. Überall arbeiten Menschen. Bohren, nielen, schmerzen, brennen, bauen Holzstellagen und transportieren mühselig, kriechend und rutschend, Material. Elektrische „Sonne“ erleuchtet das nähere Arbeitsfeld tagh., das andere liegt im Halbdunkel. Noch tiefer geht es. Wir sind bereits unter den Räumen, die die Maschinen aufnehmen sollen. Die Luft wird schlechter und schlechter. Schneidbrenner und offene Kohlenfeuer zum „Kochen“ der Rieten vergiften jeden Atemzug. Eng wird es, sehr eng. Wo sind wir? Im „Wellentunnel“, kaum meterhoch. Mann taucht neben Mann. In halbergitterter Luft, im Hüllenärm. Die Sprache des Mundes ist hier abgeschafft, zwecklos. Gesten, Blick und die Hand in Hand Arbeitenden verstehen sich. In einem nur einen halben Meter hohen Kanal soll gebohrt und genietet werden. Wie soll da ein Mensch hineinkommen? Auf dem Rücken liegend, Gesicht und Hände mit dicken Lappen umwickelt, nur die mit Schutzbrille versehenen Augen bleiben

frei, wird ein Bohrer mit seiner elektrischen Handbohrmaschine in den Kanal geschoben. Wie ein Brot in den Backofen. Direkt über sich, wenige Zentimeter von seinem Gesicht entfernt, soll der Mann Rietlöcher bohren, „aufreiben“. Die Maschine ruckt an, bohrt. Glühende Bohrspane fallen auf den Bohrer, durchstreffen die dicken Lappen und verbrennen die Haut. Nach einigen Minuten wird der Mann aus dem Backofen gezogen. Schwächelnd, erschöpft. Ein anderer löst sich hineinschieben.

Tiefer geht es. Wir sind auf dem Grund des Schiffes. Einige Zentimeter unter uns ist die Erde. Aber auch hier ist es schon recht feucht. Das „Blisch“-Wasser geht bis an die Knöchel. Der ganze Schiffsboden ist eingeteilt in Kammern, die jede für sich, durch Schotten wasserdicht verschließbar sind. Tritt an irgendeiner Stelle des Bodens ein Leck ein, bedarf es nur einer Meldung: Leck in Kammer Nummer soundsa. Und die Kammer wird durch einen Handgriff vom übrigen Schiff wasserdicht abgeriegelt. Schmale, niedrige Gänge, links und rechts Kammer neben Kammer, unter sich durch runde „Ronnlöcher“ miteinander verbunden. Halt! Weiter geht es nicht, die Schotten sind geschlossen.

Nach dem Be'uch.

Nach oben. Es wird auch Zeit. Im Kopf summt und brummt es, vor den Augen tanzen Feuerräder. Kalter Schweiß bricht aus, die Knie zittern. Luft, frische Luft. Riettern. Endlich, die letzte Leiter. Wir sind wieder an Deck. Der Regen hat aufgehört. Auch der Sturm hat sich gelegt. Ab und zu brechen Sonnenstrahlen aus den jogenenden Wolken. Da — die Werft-sirene: Mittag. Aus dem Schiffsbauch kommen hungrige Menschen. Sie kriechen die Augen zusammen vor dem Taglicht. Dann aber nehmen sie die Beine in die Hand und trudeln in die Speisehalle. Es gibt Erbsen mit Speck. Willem.

Skandal in London

Das Ende eines Glücksritters der Hochfinanz

„Clarence Charles Hatry, Sie sind nach Ihrem eigenen Geständnis der abgekauften Betrügerei schuldig, die jemals die Handelslehre Großbritanniens befecht haben.“ Mit diesen Worten des Richters Voory vor dem Old-Ballies-Gericht in London fiel der Vorhang über eine der dramatischsten Epochen in der Geschichte des Finanzkapitals. Es ist eine Geschichte von der Hinter-treppe des stolzen Gebäudes der Hochfinanz, mit Knochentücken, melodramatischen Weingegen, großartigen Gessen und jämmerlichen Zusammenbrüchen. Die Beurteilungen haben ihre Strafe angeordnet. Aber auf der Anklagebank sah neben dem Spieler Hatry und seinen drei armenigen Helfershelfern ein ganzes System.

Clarence Charles Hatry begann seine Karriere, die ihn in schwindelhafte Höhen und von dort in steilem Abstieg ins Gefängnis führen sollte, vor zwei Jahrzehnten als ein kleiner Importeur von Materialien für Zylinderhüte. Mit 21 Jahren machte er bankrott — es war die erste einer Reihe von Insolvenzen, die, seltsam genug, die Sprossen seiner Leiter zu Geld, Ansehen und Macht bilden sollten. Der Spieler und Spekulant war nunmehr in Clarence Hatry erwacht. Nach hatte er kaum liquidiert, so schwamm er schon wieder oben. Das neue Abenteuer ist bezeichnend, wenn es auch nur ein kleines, armes Vorspiel für die kommenden Ereignisse darstellen sollte. Hatry hatte erfahren, daß gewisse bäuerliche Auswanderer aus dem Osten Europas vor ihrer Abreise all ihr Hab und Gut verkaufen, um nur zu oft, von den Einwanderungsbehörden in der neuen Welt zurückgewiesen, der bittersten Armut ausgeliefert zu sein. Hatrys warmes Herz war gerührt. Er versicherte die Auswanderer gegen ihre Risiken und rechnete ihnen 10% Markt als Zuschlag zur Schiffsfahrt auf. Gleichzeitig ging er selbst eine Rückversicherung ein, die ihn pro Person 1 Mark kostete. 9% Markt strich er, ohne jede Gefahr, bei jedem Versicherten ein.

Die Unternehmung blühte, in Russland, Spanien und Italien wurden Tochtergesellschaften gegründet. Hatry hatte

während weniger Jahre eine halbe Million Mark verdient.

Da kam der Krieg. Die Auswanderung brach ab, das Unternehmen trachtete zusammen. Mit einer großen, weithin sichtbaren Geste zahlte Hatry den Aktionären großmütig die Hälfte ihres Kapitals zurück, obwohl gesetzlich keinerlei Verpflichtung hierzu vorlag. Er wußte, warum. Dies Geschäft war nur ein Anfang und es galt, die Mittelwelt von der eigenen Korrektheit und geschäftlichen „Smartness“ zu überzeugen.

Der Appetit kommt beim Essen, sagt ein französisches Sprichwort. Hatrys Appetit war inzwischen ins Gigantische gewachsen. Er war nicht mehr der Spieler nur, — sein persönlicher Ehrgeiz, sein Geltungsdrang, wie die Psychologen es nennen, seine Eitelkeit waren ungeheuer geworden. Der Krieg gab ihm ein neues Stichwort. War ein Großteil des Rückversicherungsgeschäftes nicht bisher von deutschen und österreichischen Firmen besorgt worden? Nichts näherliegender als der Gedanke, sich die einzigartige Chance zunutze zu machen und sich die finanzielle Kontrolle einer altangesehenen britischen Versicherungsgesellschaft zu sichern. Der Vorfall selbst ist wie ein Akt aus einem Sensationsfilm: Hatry trifft einen Freund in Uniform, der eine Option auf die City Equitable besitzt. Der Freund muß ins Feld und überläßt Hatry für die Kleinigkeit von 100 000 Mark diese Option, es fehlen nur noch die 1 1/2 Millionen für den Kauf der Anteile selbst. Hatry läuft von Pontius zu Pilatus; niemand hat Geld. Da erhält er eine Empfehlung an einen Baumwollmagnaten in Manchester, stürzt sich in den Zug, überredet seinen neuen Bekannten, fährt nach London zurück, rät auf die Bank, kassiert seinen Schatz, stopft die 1 1/2 Millionen in Banknoten in keine Kisten und betritt das Zimmer des Rechtsanwalts der City Equitable ein paar Minuten vor Ablauf der Option.

Nach sechs Monaten hat er seinen Anteil an der Bank mit

einem Gewinn von annähernd 4 Millionen Mark verkauft. Kurze Zeit später bricht die Gesellschaft unter Kriegenverlusten für die Gläubiger in sich zusammen. Nun gründet Hatry Kompanie auf Kompanie, darunter die Commercial Corporation. Die Gesellschaften machen in der Zeit der Nachkriegsdeflation, eine nach der anderen, Bankrott. Darunter auch sein Augapfel, die Commercial Corporation. Hatry legte 1 1/2 Millionen Mark aus eigener Tasche zu Befriedigung der Gläubiger auf den Tisch. Alles schien verloren, außer die Ehre. Die hatte er auf theatralische Weise nach außen durch sein persönliches Opfer gerettet.

Hatry schien abgetan. Die City mißtraute ihm, trotz seiner großzügigen Liquidierungen. Er war ein Abenteuerer in einer Umwelt bequem und solid gewordener Kapitalisten. Seine Karriere, so glaubte man, war zu Ende. Aber Hatry war nicht der Mann, das Spiel verloren zu geben. Sein neuer Wiederaufstieg sollte alles frühere in den Schatten. Er gründete neue Gesellschaften, wurde zu einer Großmacht im Tuchhandel und schickte sich eben an, mit der Bildung eines riesigen Stahlkartells die Kontrolle in einer der Schlüsselindustrien Großbritanniens an sich zu reißen. Da begann es im Gebälk zu krachen. Seine Gesellschaften und Interessen waren hundertfältig, unübersehbar ineinander verschachtelt. Es gelang, hier das Geld zu nehmen, um dort ein Loch zu stopfen. Die Risse wurden immer größer, das Spiel immer verwegener. Bis schließlich kein anderer Ausweg mehr offen schien, als Betrug und Fälschung. Die Panik auf der Börse setzte ein und mit einem, in der Geschichte der britischen Finanz einzig dastehenden Krach stürzte die ganze, auf der Spitze stehende Pyramide in sich zusammen, tausende von Kommunen, kleinen Aktionären und Firmen mit sich reichend. Der Konterprozeß, der mit der 14-jährigen Beurteilung Hatrys endete, war nur das Nachspiel und vorläufige Ende.

Es kann nicht geleugnet werden, daß dieser Hatry aus einem Stolz gemacht ist; nicht minder großwahnsinnig als seine geschäftlichen Transaktionen war der Stolz seines privaten Lebens. Hatry hatte neben seinem Landhaus, seiner Yacht und seinen Rennställen einen Stadtpalast, der in seiner bombastischen Pracht an Hollywoods paroxysmalen Träume erinnerte. Seine Freunde von gestern erzählen von dem orientalischen Pomp seiner Empfänge, von dem marmorenen Luxuswimmbad, das er in seinem Hause zu seiner und seiner Gäste Erfrischung eingebaut hatte. „Auf dem Grund seines Schwimmbades“, so berichtet einer derjenigen, die seine Gastfreundschaft genossen haben, „waren lange Reihen farbiger Lichter angebracht. Wurden sie angezündet, so hatte man das Gefühl,

nicht im Wasser, sondern in einem regenbogenfarbigen Ozean zu schwimmen.“

Die Vulgarität des Geldes hatte bei diesem Hazardeur des Daseins offenbar einen Gipfel erreicht, an dem gemessen alle Erinnerungen an die Vulkanstöße und Inflationsgewinnster unkerer eigenen Nachkriegszeit ins Nichts versinken. Neben einem Hatry werden sie alle zu armdünnen, phantastischen Stämmern. Und Stinnes gar wird, mit ihm verglichen, zur Infarnation eines moralischen Prinzipals.

Hatry ist heute im Kerker. Darf man den Berichten der Zeitungen trauen, so wäscht er jeden Tag selbst seine Zelle und muß jeden anderen Tag auf Bleichzeug verzichten. Sein Sturz ist, gemessen an seinem Gesteir, gewiß tief genug. Aber Hunderttausende fragen sich, ob mit diesem einen Hatry im Kerker wirklich das Uebel gebannt und ob nicht tief, ganz tief, etwas faul sei im Staate der Hochfinanz. Man ist skeptisch geworden. Man weiß; derselbe Mann mit den selben Anlagen und Grundfähren, mit den selben Geschäftsmethoden und Praktiken läßt vielleicht morgen als Peer von England im Hause der Lords, wenn, ja wenn er zuletzt statt Pech ein wenig Glück gehabt hätte

Egon Wertheimer, London.

Der Mann am Faden

Ein Boxerroman
Von Heinz Hagemeister

(19. Fortsetzung.)

„Schwermüdig“, mischte sich Tom ein. „Wird mal schwer.“
„Wird hoffentlich nicht so weit kommen.“ Mary stand plötzlich in der Tür. „Ach bitte, zum Essen.“

Tom aber war glücklich. Er fühlte hier zum ersten Male einen Widerstand, gegen den er sich machlos vorfand. Dieses blonde plötzliche Mädchen erregte ihn immer stärker. Ihr unbewusstes Sichneigen, ihr süßes Ermachen und ihr Sprödenwerden erzeugte eine wachsende Gier in dem starken Burschen. Wäre ihm Mary zugelassen wie die anderen alle, er hätte in einer Woche nicht mehr an sie gedacht. Dabei lächelte er instinktiv, daß sie sich an ihm entzündet hatte. Aber warum schimpfte sie so auf das Bögen? Warum schrie sie sich? Um dieses langen Kungen wegen? Genierte sie sich? Tom dachte mit geknicktem Kopf darüber nach.

Ihre helle Stimme weckte ihn. „Sie essen ja nicht? Schmeckt nicht, Herr Matthes?“

„Ich glaube, ich bin abgespannt“, murmelte er knurrig. Peter lachte ohnungslos auf. „Wollen wir das Kind füttern?“

„Hein — das tu ich gern“, ging sie darauf ein. Sie schnitt die belegten Brotscheiben in mundgerechte Bissen und schob einen nach dem anderen in Toms Mund. Ihre warmen Finger streiften dabei seine Haut und eine Woge schwerer Begehrlichkeit durchzuckte ihn. Seine Augen weiteten sich. Plötzlich schnappte er zu und hielt mit seinen gesunden weißen Zähnen diese feinen zerbrechlichen Finger fest.

Mary wurde jäh rot und riß mit einer unwilligen Gebärde ihre Hand fort.

„Böse?“ battelte er wie ein Junge. „Hat's weh getan? Ich war ein bißchen zu happig, was?“

Sie lachte verlegen auf und schob ihm den Teller zu. „Sie sind mir zu eifrig, essen Sie lieber selbst.“ In ihrer Stimme war ein leichtes Vibrieren.

Kräppel sah am Tisch und ah richtig. Dabei beobachtete er ganz genau, was vorging. Er ärgerte sich sehr, daß Tom eine Liebeslei begann, die er nicht inszeniert hatte. Es war auch eine Art Eifersucht, daß sich Tom nicht ausschließlich mit ihm abgab. Alle Liebesabenteuer hatte er bisher gemeinsam mit Tom erlebt und jetzt war er gewissermaßen folgesteilt. Sein Kopf schmiedete deshalb Pläne, wie er die beiden trennen konnte. Er wußte nicht, ob es ratsam war, Tom in den Arm zu fallen. Vielleicht durchschaute der Bogen ihn denn — und er wußte von der Affäre Warber her, wie empfindlich Tom gegen Einmischungen sein konnte. Rahmlegen wollte er sich auf keinen Fall lassen. Ob er Peter...? Es war wohl zwecklos. Der Junge war nicht der Kerl, einem Matthes ein Weib abzujagen. Vor Wut verstockte Kräppel sich beinahe an einem großen Happen.

Als er mit dem Essen fertig war, kam ihm ein Gedanke. So mußte es gehen. Der Plan war sicher nicht schlecht.

8. Kapitel. Eine überraschende Verlobung.

Kräppel intrigiert.

Am nächsten Morgen meldete er Tom in der gewohnten Weise an. Er konnte los, um ein Auto zu finden, das den vermöglichen Ansprüchen des Boxers genügen sollte.

Als Tom mit einer einladenden Gebärde sagte: „Na, Fußball, immer ein in's Vergnügen“, blieb er mit einem Achselzucken stehen. „Du, Tom, sei mir nicht böse, aber ich komme lieber noch.“

„Ausgeschlossen, wer soll denn einholen?“ brauste der Meister auf.

„Na, das könnte der Peter auch mal besorgen. Ob der seine dämlichen Petersilienbeete eine Stunde eher oder später gießt, ist doch nicht so wichtig. Ich habe noch was vor!“

„Was denn?“

„Meine Frau wollte mich anrufen, 'ne Sache mit 'n Prinzen. Ich kann doch die Herrschaften nicht so einfach vor'n Kopf stoßen!“

blähte sich Kräppel. „Ich komme noch, sobald ich Bescheid habe.“

„Meinetwegen, konntest auch wegbleiben“, brummte Tom ärgerlich und gab das Abfahrtszeichen.

Sansam stieg Kräppel wieder die Treppe hinauf. Vor der Wohnungstür im ersten Stock hörte er die Stimme der Frau Sackowicz stolzen ärgertisch heraus. Sie zante mit irgendwem.

Kräppel klingelte. Frau Sackowicz öffnete selbst. Ihr noch ungeschminktes Gesicht sah grau und verfallen aus. Ein toter Morgenrot machte sie noch formloser und bitter als sie ohnehin schon war.

Wim Anblick des Wasteurs zeigte sie ein hochmütiges Gesicht. Kräppel lachte das nicht weiter an. Es gab eine Seimruhe, auf die sie immer noch liegen würde.

„Verzeihen, gnädige Frau, ich hätte eine große Bitte“, sagte er halbblau und lepot.

„Und das wäre?“ Ihre Entgegnung klang obweissend.

„Frau Geheimrat ist ausgegangen, und ich kann nun nicht in die kleine Kammer. Vielleicht würde Ihr Schlüssel passen? Würden gnädige Frau wohl die Liebenswürdigkeit haben und mir Ihren Schlüssel für einen Moment anvertrauen?“ Sein Biedermannsgesicht sah sie ehrbar und vertrauensheißend an.

„Können Sie nicht warten, bis Frau Geheimrat wiederkommt? Wir ist das unanständig. Vielleicht ist es auch Frau Geheimrat nicht recht, wenn ich Ihnen den Schlüssel zu einem Raum gebe, den sie aberschließen hat.“

„Frau Geheimrat ist manchmal 'n bißchen vergeßlich. Die Kammer ist ja eigentlich untern. Aber sie verirrt eben aus alter Gewohnheit alles ab, wenn sie ausgeht. Neulich hat sie sogar den Bediener Schlüssel mitgenommen. Herr Matthes hat darüber sehr geschimpft.“

„Herr Matthes ist in der letzten Zeit offensichtlich oft schlechter Laune.“ Sie gab die Eingangstür frei und ließ Kräppel einströmen.

„Kann ich nicht behaupten. Im Gegenteil, er ist sogar augenblicklich ganz rosenrot gesimmt. Und eben darum —“

„Was heißt, eben darum?“ forschte sie. Sie wollte das Thema „Matthes“ noch ein wenig ausspinnen.

„Ja, ich habe meine Einkäufe in der Kammer hingelegt. Und wir wollten alles mit raus nehmen —“ Er machte eine kleine Pause. Frau Sackowicz fragte nicht, aber ihre Augen wurden spähend.

„Sehen Sie, gnädige Frau, nach dem Training hat er immer einen Woffchunger. Und da draußen bekommt man doch nichts Bescheites. Jetzt bei diesen Zeiten drohen einem die Bauern für

schweres Geld alle ausgeleitete Hahnenurväter an oder so was. Das gnädige Fräulein klagt auch darüber, daß sie nichts bekommt.“

„Das gnädige Fräulein?“ Run verriet sie sich doch. In ihrer Frage glitzerte Spannung.

„Ja,“ fuhr er harmlos geschwätzig fort, „Fräulein Burkhart doch. Sie ist ja goldig. Wie eine kleine Mama sorgt sie für Matthes. Jeden Tag steht sie selber in der Küche und backt und brät.“

„Wie kommt denn Fräulein Burkhart in Herrn Matthes Trainingshaat?“

Kräppel machte zwei kindlich erstaunte Augen. „Wissen gnädige Frau denn nicht, daß Herr Matthes jetzt ein eigenes Trainingsquartier hat?“

„Und da bemüht sich Fräulein Burkhart?“ Eine leicht referierte Mißbilligung lag in ihrer Frage.

„Sie wohnt doch draußen —“

„Sie — wohnt —“

„Ja, das Grundstück ist wohl noch nicht endgültiger Besitz von Herrn Matthes. Und außerdem ist er doch nur zeitweise draußen, darum kann Fräulein Burkhart ruhig wohnen bleiben.“

„Ganz allein?“ Frau Sackowicz Brauen berührten das Stirnhaar.

„Nicht doch. Das wäre zu graulich für so ein junges Ding. Da ist noch ein junger Mensch, Peter Lange, der bleibt auch draußen. Ach, eigentlich ist es sehr gemütlich. Wenn's nur nicht mal für das kleine Mädchen gefährlich wird.“ Er machte ein verschämtes Gesicht.

„Wie meinen Sie das?“

„Gnädige Frau werden ja nicht ausplündern, ich käme in Tausels Küche. Aber wenn ich an Frau Burkharts Stelle wäre, dann ließ ich meine Tochter nicht mit solch strammen Kerl, wie Tom Matthes es ist, allein zusammenkommen.“

„Ich denke, Herr Lange wäre immer da?“

„Run ja, Herr Lange. Aber das ist doch keine Garantie. Der ist harmlos wie ein neugeborenes Kind. Und Matthes ist erheblich angefangen.“ Kräppel lachte in sich hinein.

„So — ja.“ Frau Sackowicz Gedanken arbeiteten fieberhaft.

„Ist Rassenheide hübsch?“

„Sehen Sie sich's mal an, gnädige Frau. Herr Matthes würde sich bestimmt freuen, wenn Sie mal herauskämen.“ Der Wasteur bemühte sich, offen und ehrlich zu sprechen.

„Glauben Sie?“ fragte sie ganz langsam. Halb höhnisch, halb mißtrauisch.

„Aber gewiß, gnädige Frau. Er erzählt mir doch immer, wie gnädige Frau sich um ihn bemüht haben —“

„Ich habe keinen Dank geerntet. Und undankbare Menschen verachte ich,“ entgegnete sie herb.

„Aber gnädige Frau, die Sagen. Wie leicht ist mal das Herz angeknagt und dann vergißt man eben alles andere.“

„Wie ist das Wetter heute?“ fragte sie impulsiv.

„Ach, wunderbar, gnädige Frau. Für einen Ausflug wie geschaffen. Sie dürften überhaupt nicht so viel im Zimmer hocken, das ist nicht gesund.“

„Ja, schon, lieber Kräppel. Man müßte mal — ich bin wirklich schon ganz herunter.“ Sie begann beinahe zu weinen.

„Dürfte ich um den Schlüssel bitten?“ erinnerte er.

„Ach ja, den Schlüssel —“ Sie griff nach einem Schlüsselbrett.

„Ich bringe ihn sofort zurück.“ Kräppel verabschiedete sich sehr höflich.

Wenn die Dile nicht in zehn Minuten nach Rassenheide rausfährt, dann will ich zehn Besen freisen, dachte er und stellte sich schadenfroh die Szene vor, die durch das Erscheinen von Frau Sackowicz in Rassenheide verursacht würde. Dann hatte die kleine Burkhart sicher die Nase voll von ihrem Preisbooger. Hoffentlich klog er dabei nicht herein. Ein hängliches Gefühl überkam ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Krüde in Person.

Wir erhalten von „Krüde“ folgende Zuschrift:

Jetzt mach ich feierlich Protest,
Denn so kann es nicht weitergehen,
Wer mich nicht bald in Ruhe läßt,
Der wird sein blaues Wunder sehen!
Was woll'n denn bloß von mir die Leute?
Klau ich die Autos in der Nacht?
Bin schuld ich an der großen Pleite?
Hob' ich Tschermozzen nachgemacht?
Ich kann es feierlich beteuern,
Ich lebe stillsam wie es Brauch
Und stottere in punkto Steuern
Nicht mehr wie alle andern auch!
Run stell man vor sich mein Entzücken
— Def' neulich ich hier in dem Blatt —,
Wie mich vom Kopp bis zu den Krüden
Ein Autor dreist geschildert hat.
Hab' ich ne höflich freche Bude?
Zieh ich die Lippen hämisch hoch?
Herr Autor, das ist meine Sache,
So schön wie Sie sind — bin ich auch!
Was schert Sie doch meine schmatz'ge Tolle,
Da fragen Sie mich Schänzel mal;
Bei dem Film ist jetzt Viechtles Rolle
(Ober H's Wida? — Ganz egal).
Und wer ersetzt mir nun den Schaden,
Die Sorge läßt mich gar nicht ruhn.
Mit Männern, die schon häng'n am Faden,
Hatt' ich mein Lebtag nicht zu tun.
Für solche Ladsenschein'g Briefe,
Da hab' ich weder Zeit noch Ged,
Ich laß mich im Olymp wohl nieder,
Doch niemals in der Unterwelt —
Sie sehen ein — ich muß mich kränken,
Ich passe nicht in ihr Müßliß.
Was soll'n die kleinen Mädchen denken,
Ich morgen ich ins Ketteßliß!
Da bin ich eine große Nummer,
Bin „Ton“ — angebend — Gott sei Dank!
Ich spiel' zu Schmelings größtem Nummer,
Den Genießman vom 11. Rang. Krüde.

WAS DER TAG BRINGT.

Hoover über das Siedlungsproblem in USA.

Hoover, der Präsident der Vereinigten Staaten, gab kürzlich einigen amerikanischen Journalisten ein Interview, worin er sich über die Siedlungspläne in Nordamerika ausproch. Große Gebietsänderungen sollen an Siedler vergeben und dadurch der Kultivierung zugeführt werden. Es handelt sich dabei um riesige Gebiete in den Nordstaaten Washington, Idaho, Montana, Nord- und Süd-Dakota, und in den Südstaaten Kalifornien, Arizona und Neumexiko mit einem Gesamtumfang von über 20 000 Quadratkilometern. Die Generalbesiedlung ist so außerordentlich schwierig, weil die Boden- und Klimaverhältnisse grundverschieden sind und die Siedler ihre Erfahrungen von Grund auf selbst sammeln müssen. Die Fehler früherer Besiedlungsversuche können vermieden werden, indem man nur Leute zuzieht, die gründliche landwirtschaftliche Kenntnisse besitzen und großen Strapazen körperlich gewachsen sind. Für die einzelnen Landstrichen werden besondere Ausschüsse eingesetzt die

auf Grund genauer Boden- und Klimaforschungen die Siedler nach Möglichkeit beraten. Da sich die Siedlungen von den größeren Städten aus in das Land hineinschieben sollen, sind auch die W- schaftsmöglichkeiten für die landwirtschaftlichen Produkte sichergestellt. Als Anfangskapital sind, in deutsches Geld umgerechnet, etwa 40 000 M. in Geld oder landwirtschaftlichen Geräten nötig. Die Bundesregierung will jedoch solchen Bewerbern einen langfristigen Kredit geben, die nach sorgfältiger Prüfung die Gewähr dafür bieten, daß das Geld dem Staat nicht verlorengeht.

Die Ackerbaufläche Deutschlands.

Während in und nach dem Weltkrieg die Ackerbaufläche Deutschlands zunahm, ist sie jetzt zugunsten der Wiesenflächen andauernd im Sinken begriffen. Im Vergleich zu 1913 hat die Ackerbaufläche sich um 900 000 Hektar, das heißt 4,2 Prozent verringert, dagegen die Wiesenfläche um 460 000 Hektar, das heißt 6 Prozent zugenommen. Die Anbaufläche für Roggen hat sich um 11,18 Prozent verringert. Das Roggenbrot wird eben vom Weizenbrot verdrängt, sogar bei der Vorratserhaltung. Dazu kommt, daß andere Länder (Ungarn, Rumänien, Argentinien, Nordamerika) den Weizen billiger und besser erzeugen können als Deutschland. Infolge dessen verlegt sich der deutsche Landwirt immer mehr auf die Viehzucht.

Eine Tigerin nährt einen geraubten Säugling.

Das haben wir schon in mannigfachen Variationen erlebt. Ein seltsamer Fall dieser Art hat sich in westlichen afrikanischen Kolonialstaaten zugetragen. Einem Farmerehepaar wurde vor zwei Monaten der neugeborene, erst sieben Wochen alte Säugling aus der Wiege gestohlen. Zunächst glaubte man an einen vorsätzlichen Raub des Kindes durch Menschen und schickte nach den Tätern unter den Eingeborenen jener Bezirke, doch blieben alle Nachforschungen nach dieser Richtung erfolglos. Erst jetzt hat das Verschwinden des Kindes eine nie vermutete Aufklärung gefunden. Eingeborene hatten in einer Felschlucht, in der sich Tiger und Leoparden befinden, wiederholt das Wimmern eines Säuglings gehört. Daraufhin schloß der Farmer mit einigen guten Jägern den Talstiel und die Felschlucht ein. Die Jagdbeute waren drei Tiger und zwei Pantherkatten. In einem überdachten Winkel einer Felshöhle fand man auf weichem Graslager tatsächlich den Säugling des Farmerehepaares lebend vor. Daß die Tiere das Kind nicht gefressen haben, erklärt sich vielleicht daraus, daß eines von ihnen kurze Zeit vorher geworfen hatte. Das Kind befindet sich wohl, es leidet nur an einem häßlichen Hautausschlag, der von dem scharfen Spießel der Raubtiere herrührt.

Das Vogelnest in der Honigwaibe.

Zu einer überraschenden Entdeckung führte ein schwerer Sturm im Stadtwald von Bletchley (England). Als man einen der niedergerissenen Stämme aufheben wollte, fand man ein mit drei Eiern belegtes Vogelnest, das in eine Honigwaibe im Gewicht von einem halben Zentner eingebettet war. Die Bienen hatten, als sie durch den Sturm in den Wald getrieben wurden, die Vögel aus dem Nest gejagt und rund um die Eier ihre Honigwabenzellen gebaut.



Montag, 3. Februar.

Berlin.

- 16.05 Hermann Krahan: Momentaufnahmen von europäischen Hauptstädten.
- 16.30 1. Lieder. (Hermine Wendeborn, Sopran. Am Flügel: Clara Krauss.) — 2. Beethoven: Sonate F-Moll, op. 2, Nr. 1. (Clara Krauss.) — 3. Lieder. (Hermine Wendeborn.) — 4. a) Liszard; Prälude Des-Dur; b) Illinsky: Berceuse; c) Nicomann: Rigaudon aus op. 87; d) Schütz: Etude mineure; e) Nicodé: Tarantelle. (Clara Krauss.) — 5. Lieder. (Hermine Wendeborn.)
- 17.30 Dr. Käthe Rösch Berger: „Wie die Flucht ihr 'hu Kinder sorgen“.
- 18.00 Stunde mit Büchern. Naturkundliche Bücher. (Am Mikrophon: Prof. Dr. J. Schaeffl Jona.)
- 18.30 Dr. Baumann und Ludwig Kapeller: Täglich 44 mal um den Äquator.
- 19.00 Mandolinerorchesterkonzert.
- 20.00 „Die neue Rundschau.“ (Mitw.: Prof. Dr. Oscar Die, Dr. Rudolf Kayser.)
- 20.30 Von Budapest: Internationaler Programm Austausch.
- 22.30 Funk-Tanz Unterricht für Fortgeschrittene.
- 22.50 ca. Aus dem Filmbeater Capitol: 1. Schlussspiel aus der Uraufführung des ersten Richard Tauber-Tonfilms: „Ich glaube nie mehr an eine Frau“.
- 2. Richard Tauber singt auf der Bühne.

Königswusterhausen.

- 14.00 Englisch.
- 17.30 Dr. Ernst Römer und Käthe Wegner-Peiser: Das Tanzlied.
- 17.55 Dr. Clausberg: Was man von den Infektionskrankheiten wissen muß.
- 18.20 Adolf Friedrich zu Mecklenburg: Großwildjagd.
- 18.40 Englisch für Anfänger.
- 19.05 Jacques Berg: Dichtungen von Detlev von Liliencron.
- 19.30 Dr. Römer: Geflügelzucht.
- 20.00 Max Cohen Reuß: Europäische und deutsche Kolonialprobleme.
- 20.30 Von Beetzau: „Ein Uhr vierundvierzig Minuten“. Eine Funknovelle.
- 21.15 Neue Sing- und Solistunde. Lit.: Ernst Prade. 1. Kodaly: Jesus kündigt sich. 3 St. — 2. P. Hindemith: a) Lieder für Singstimm, 3 St., op. 43; b) Kanons für zwei Singstimmen und Instrumente P. Hindemith. — 3. a) B-Barlock: Vier slowakische Volkslieder mit Klavierbegleitung; b) P. Hindemith: Frau Musica, op. 41. (Der Funkchor. Funkkapelle.)

